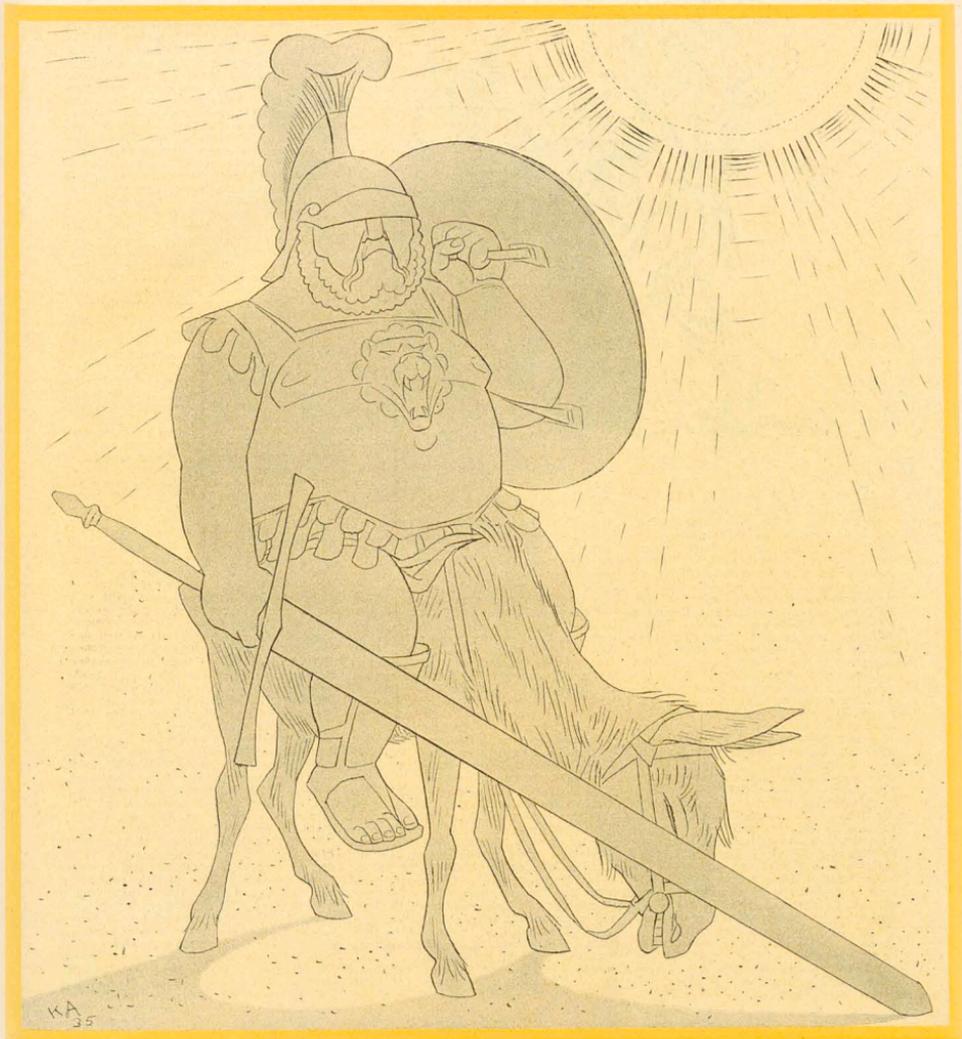


SIMPLICISSIMUS

Mars in der Wüste

(Karl Arnold)



„Die Frage ist, wer am längsten schwitzt: ich hier oder die Diplomaten in Genf.“

(L. v. Walden)



Der Überfall

Von Julius Lothar Schücking

François Villon, müde des Umherstreifens auf allen Landstraßen Frankreichs, vollt Reue über manches lasterhaft vertane Jahr, ein wenig Angst auch im Nacken spürend bei dem Gedanken, daß er die Welt werde verlassen müssen, ohne für das Jenseits vorbereitet zu sein, beschloß, sich von den Genossen seiner Fahrten, den Vaganten und Scholaren, von den Dieben und Bettlern in der Hauptstadt, den Hehlern und dem schlechten Mädchen zu scheiden. In die Heimat begab er sich deshalb, in eine kleine Stadt der Grafschaft Poitou, und fand dort bei seinen Verwandten nicht gerade freundliche Aufnahme. Aber das kümmerte ihn wenig, war er doch froh, ein Dach über seiner Glatze zu wissen und vor einem Tisch zu sitzen, unter den er die mageren Beine ausstrecken konnte.

Bald kam ihm die Lust zu neuen Versen. Aber nicht das Haar und die Haut gefälliger Frauen und nicht der flinke Witz der Habenichtse spornten ihn nun, mit der Feder einen Streifen Papiers zu bekräfteln. Nein, zur Ehre des Herrgotts, den sich geneigt zu machen jetzt höchste Zeit wurde, verfaßte er ein Spiel vom Leiden Christi in der Mundart seiner Heimat Poitou. Oftmals in Paris hatte er den Aufführungen solcher Schautücke belgewartet. Seine Berichte von diesen setzten die braven Bürger der Stadt in Erstaunen. Die Angesehensten versammelten er im Hause der Verwandten, die ihn plötzlich mit Achtung zu behandeln begannen. Und ihnen las er seine Dichtung vor. Man begeisterte sich daran. Man willigte ein, unter seiner Lei-

tung eine Darstellung der heiligen Ereignisse zu wagen. Die Frauen freuten sich auf das Gepränge, das dabei entfaltelt werden sollte. Die Männer berechneten im stillen, daß dieser und jener aus der Nachbarschaft sich neugierig einfänden und manches Silberstück verdienen werde.

Fieberhaft begann der Dichter mit der Arbeit. Jedem einzelnen sagte er seinen Anteil an den frommen Reden so lange vor, bis er ihn fest dem Gedächtnis eingeprägt hatte. Er ordnete die Aufzüge und Reigen. Er bestimmte die Gesänge und die Musik, welche erklingen sollte. Er gab an, wo und nach welchen Maßen das Brettergerüst aufzuschlagen sei. Er kümmerte sich endlich auch um die Kleider, die ein jeder anziehen mußte. Endlich fehlte nichts mehr als die Kutte oder das Maßgewand für den alten Nagelschmidt, welcher Gott den Vater vorzustellen hatte.

Viel Mühsal nahm François all diese Wochen hindurch auf sich. Viel Verdruß schlückte er hinunter. Dummheit und Hochmut ertrug er gelassen lächelnd. Nun also war er gar noch gezwungen, dem Abt Tappecoue einen Besuch abzustatten, um von ihm die fehlenden Gewänder zu erbitten. Das war ein harter Gang für den alten Mann. Tappecoue, er kannte ihn nur zu gut, war sein Spielgesell in der Knabenzeit gewesen, ein selbstgerechter dünkeltüchtiger Bube, den er schon damals nie hatte leiden können. Aber voll der besten Vorsätze, demütig zu sein, und mit berechnend freundlicher Miene zog der Dichter die Glocke des Klosters, das eine halbe Stunde vor der Stadt auf einem

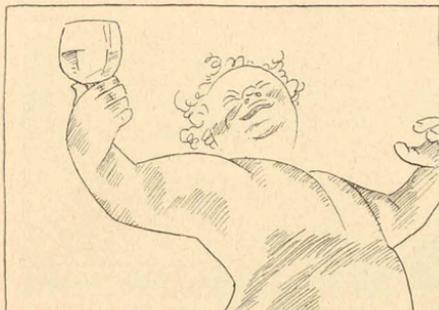
Berge gelegen war. Man führte ihn zu dem Abt, der satt und behaglich in seinem Armstuhl saß, vor sich einen Tisch, beladen mit köstlichen Speisen. François machte eine Verbeugung und brachte sein Anliegen vor. Tappecoue ging gar nicht darauf ein, sondern redete salbungsvoll von Menschen, die ihr Leben in sündiger Lust vergeudeten, und anderen, die auf dem schmalen Pfade der Tugend geradewegs auf die Pforte des Paradieses zu wanderten, wobei seine dicken Finger die verlockend duftende Bratensauce mit einer feinen weißen Semmel behutsam auf-tunkten. Der Dichter versuchte, die Worte des Abtes gar nicht zu hören, ließ seine Augen über das Essen schweifen und dann, da ihm nichts angeboten wurde, durch das Zimmer, das mit allerlei Zierat prächtig ausgestattet war. Der Abt befahl endlich den Tisch abzuräumen, wischte seinen fettigen Mund mit einem Tucho sauber, erhob sich und sagte, es könne natürlich gar keine Rede davon sein, daß ein geistliches Gewand für ein Possenspiel auf dem Markt hergeliehen würde. François versicherte, es handle sich ja nicht um eine Fastnachtsummerel oder liederliche Schabellung, sondern um ein Unternehmen zur Ehre des Höchsten, und in Paris geschähe immer, worum er bitte. Tappecoue jedoch erwiderte, das sei ihm unbekannt, und in Paris geschähe überhaupt mancherlei, wovon ein gottesfürchtiges Herz nichts wissen müsse. Bitt-Unverrichteter Dinge also mußte der Bittsteller heimkehren. Ohnmächtiger Zorn ergriff ihn und eine tiefe Trauer: Denn die Himmelstür, die er sich durch sein dem Herrn wohlgefälliges Werk schon beinahe geöffnet hatte, schien ihm nun fester verschlossen denn ehemals. Alles war bereitet, sollte der große Plan allein an dem Mangel eines einzigen notwendigen Kleides scheitern? Grübelnd betrachtete er die Teufelsmaske, die er mit eigenen Fingern kunstreich auf Holz geschnitten hatte für jenen Bäckergesellen, der den Fürsten der Hölle spielen sollte. Plötzlich kam ihm ein Einfall. Frohlockend warf er Groll und Schmerz von seinem Gemüt. Und als gerade in diesem Augenblicke die Tochter des Nagelschmidts erschrien, um nach der Kutte zu fragen, sagte er: am Morgen des Tages der Aufführung werde eine solche ganz bestimmt vorhanden sein.

François mußte, der Abt ritt regelmäßig am Sonntage auf der Klosterstufe nach Saint-Ligaire, ein Almosen zu sammeln, und kam erst in der Dämmerung zurück. Er verschaffte sich das Fell eines Ochsen von einem Metzgermeister und hüllte sich darin ein. Vor sein Gesicht band er die Teufelsmaske mit den großen Hörnern. Dann nahm er Pech und Harz zu sich, das in Brand gesteckt einen abscheulichen Geruch verbreitet, und legte sich dermaßen ausgerüstet, neben dem Weg nach Saint-Ligaire auf die Lauer. Selig will ich sterben, den Himmel mir erwerben ... die Melodien des alten Knittelgedes ... er vor sich hin, als ihm die Zeit lang wurde, während er im Graben lag. Wenn er in dieser Verkleidung vor den Abt trat und dessen Kutte forderte, gewiß würde der furchtsame sie dem Satan nicht verweigern, die Aufführung konnte stattfinden, und François durfte vertrauen auf die Gnade des Höchsten, der Auflösung seines Fleisches entgegensehen. Da trotzte das Rölllein des Abtes heran. Hoch sprang François, zündete das mitgebrachte Pech an, schwang eine Forke drohend in der Faust und stellte sich grimmig prustend und schnaufend dem Abt in den Weg. Der aber, vor fürchterlichem Entsetzen gepackt, stieß die unbewehrten Hacken seinem Tiere in die Seiten, schrie jämmerlich und rief alle Heiligen zu Hilfe. Der Gaul, durch den Gestank den sonderbaren Fremdling und das Geschrei des Reiters völlig verwirrt, raste im Galopp quer feld-ein, so daß der Abt aus dem Sattel

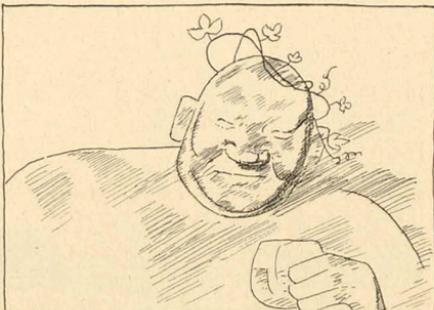
(Schluß auf Seite 395)

Vom Alten zum Neuen

(Claf Gulbranffon)



Der Alte ist noch lang nicht aus,
da stürmt der Neue schon ins Haus:
er sei viel süßiger und besser!
... Schon recht. Jedoch — wo sind die Fässer?



Wie wird am pffißigsten erseht
der Wein von einst durch den von jetzt?
Mich dünkt, wir dürfen nicht veräumen,
die Restbestände wegzuräumen.



Der Modus, wie man dieses macht,
erfreut sich, weil althergebracht,
der allgemeinsten Sympathieen
und läßt sich mühelos vollziehen.



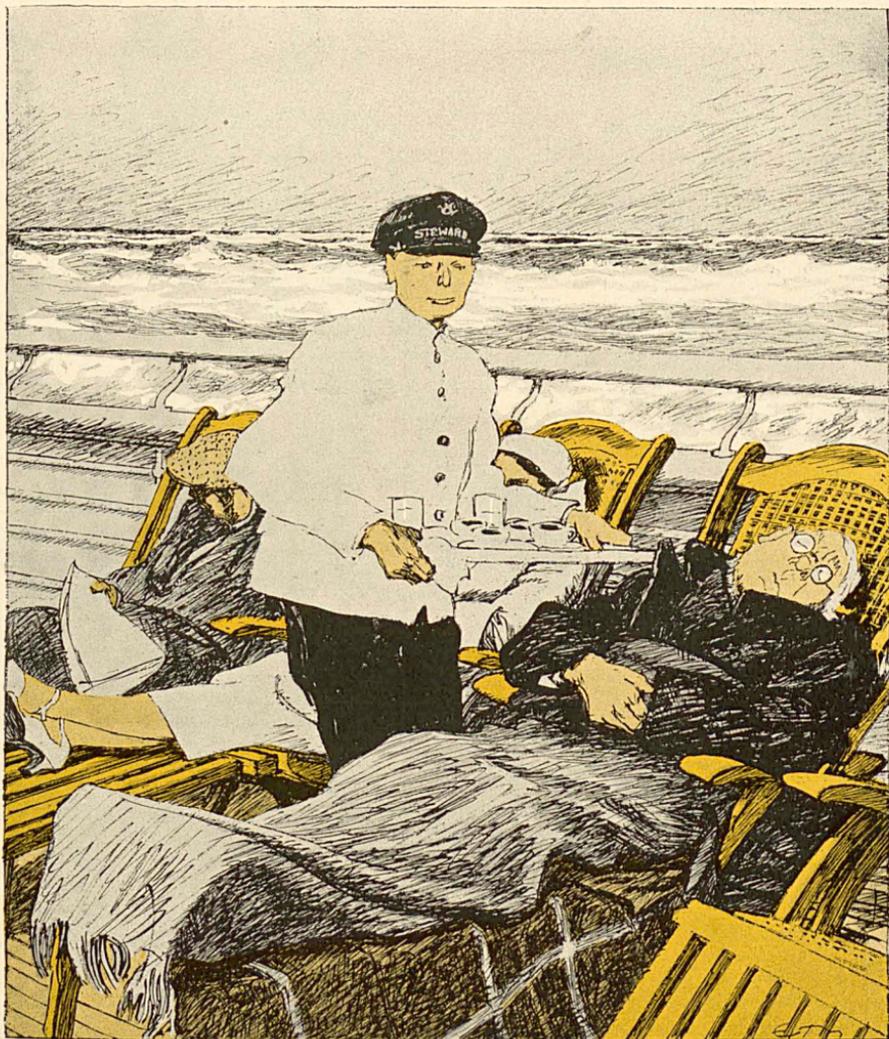
Ein Mißverständnis gibt's da kaum.
Drum ruht die Zeit, so schafft ihr Raum!
Und schreibt mit Kreide drauf als Datum:
Eins neun drei fünf post Christum natum!



OLAF GULBRANFFON 15

Nach dem Sturm

(E. Thöny)



„Nun, wie haben Sie es überstanden, Herr Pastor?“ — „Danke, es geht — — — aber man war beinahe zu sehr in Gottes Hand!“

Der Überfall

(Schluß von Seite 362)

stürzte. François lief zu ihm. Tappecoue aber hatte das Genick gebrochen. Der feiste Kamerad aus der Knabenzeit dauerte ihn. Zugleich aber fühlte er Ärger und Unwillen. Das Ochsenfell riß er sich vom Leibe, und die Larve warf er in das Gras, das der Abendtau bereits genäßt hatte. Dem Toten durfte er die Kutte nicht fortnehmen, und in die Stadt konnte er

nicht zurück. Man hätte ihn dort für einen Mörder gehalten. Alle Mühseligkeit der vergangenen Woche, jeder gemügte Bückling vor der Bürger Türen war umsonst gewesen. Der Herrgott wollte sein Opfer nicht.

François richtete sich auf und sah zum Firmament empor, das mit Sternen spärlich erst besetzt war. Ein kühler Wind fuhr über seinen Schädel. Ihn froh. Er zog seine Mütze aus dem Wams und begann dann langsam zur Landstraße zurück zu stapfen.

Recht hat er, der da oben, zog es ihm durch den Sinn. Nicht allwissend wäre er, wenn er meine Komödie ernst genommen hätte, und mir stünde es übel an, seine Gunst durch ein listiges Gaukelspiel zu erschleichen. Ja, ich verstehe dich wohl. Wie einer gelebt hat, so soll er sterben! Und er beschleunigte den Schritt, um sich warm zu laufen, und spitzte die Lippen zu einem jener Liedlein, die sein Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Ein Mensch

Von Eugen Roth

Ein Mensch wollt' sich ein Weib erringen,
Doch leider konnt' ihm nicht gelingen.
Er ließ sich drum vor weitem Laten
Von Frau'n und Männern wohl beraten:
„Nur nicht gleich küssen, tätscheln, tappen!“
„Greif herzhaft zu, dann muß es schnappen!“
„Eiß deine erste Absicht pären!“
„Sei leicht und wahllos im Verführen!“
„Der Seele Reichtum lege bloß!“
„Sei scheinbar kalt und rücksichtslos!“
Der Mensch hat alles durchgeprobt,
Hat hier sich ehrenhaft verlobt,
Hat dort sich süß herangeplaudert,
Hat zugegriffen und geäußert,
Hat Furcht und Mitleid aufgeweckt,
Hat sich verschwiegen, sich entdekt,
War zärtlich fäh, war reiner Tor,
Doch wie er's machte — er verlor.
Zwar stimmte jeder Rat genau,
Doch jeweils nicht für jede Frau.

Verblichene Sensation

(E. Wallenburger)



Fundstück

„Sonntagsgruß“ vom 7. Juli 1935 aus W. . .

Urlaub des Pfarrers: Vom 7. Juli bis 5. August bin ich in Urlaub. Alle Meldungen, Geburten, Taufen, Trauungen, Beerdigungen betreffend, sind an Herrn E. . . (Liebfrauenkirchhof 4) zu richten. Bibelstunden fallen während des Urlaubs aus, desgleichen die evangelischen Jugendstunden. Auch die Arbeit an den Frauen ruht. Die Kindergottesdienste finden regelmäßig im Anschluß an jeden Sonntagsgottesdienst statt.

Der Schein trägt

Brummer raucht dicke Zigarren.

„Mensch, Ihnen muß es aber gut gehen?“
„Nee“, sagt Brummer, „wenn Sie wegen der Zigarren meinen? Die hab' ich nämlich in Zahlung nehmen müssen!“

Eifersucht

Max rumorte in der Wohnung umher. Wischte Staub, klopfte Kissen und scheuerte den Fußboden.

„Was machst denn du da?“ frug Willi, sein Freund, der ihn besuchen kam.
„Meine Frau kommt von der Reise zurück.“

„Ja, da hättest du dir doch für diese Arbeiten eine Aufwartefrau nehmen können?“
„Nee, nee“, seufzte Max und griff zum Bohnerlappen, „eine so alte gibt's gar nicht!“

„Wozu einen neuen Trick? Wir haben uns doch in die Emigrantenrolle so gut eingespießt?“ — „Idiot! Aber es interessiert doch keinen Menschen mehr!“

Lieber Simplicissimus!

Aus einem ländlichen Bezirk ging bei einer Behörde auf eine Anfrage bezüglich der Erfüllung der Bestimmungen der Artergesezgebung der folgende Bescheid ein: „Großeltern nicht gekannt, beide als Kinder gestorben.“

Max lernt Erna kennen. Max fährt mit Erna über Land.
Vor einem Dorfwirtshaus machen sie halt.
Der Wirt kommt händerreibend heraus und tritt freudestrahlend an den Wagen. Dann aber fährt er enttäuscht zurück und wendet sich vorwurfsvoll an Max: „Was, schon wieder 'ne andere?“

Stilblüte

Die „Fränkische Zeitung“ (Ansbacher Morgenblatt) schrieb kürzlich: Der Bauer X. fuhr mit seinem Rade von A. nach B., als sich das Unglück in Form eines am Boden liegenden Brotlaibes nahte.

Dialog

Zwei Leipzigerinnen treffen sich morgens vor dem Fischladen:

„Nu, was ham Se denn geooft?“
„Nu, bloß so 'n nackchen Besking!“
„Nu, wenn där so nackch is, denn ziehn Se däm doch änn Padehose an!“



„Na, Sie hab'n ooch keen Jeshäft jemacht, wat?“ — „Ha' ick gar nich nötig, ick spiele in de Lotterie!“

Die Rache

Von Karl Bahnmüller

Es war damals, als ich noch jung war und grün und westwärts trampete dem Mississippi entgegen, den ich freilich nie erreichte, denn unterwegs traf ich Sten. Es war ein Mann, der mir gleich nicht gefallen wollte, aber zu jener Zeit konnte ich noch nicht nein sagen, und so ging ich mit nach Blacksters Farm, die an einem Hang lag, und man sah über endlose, bräunliche Weiden hinab auf die Stadt Brashville.

Vor Blackster, der uns brummend entgegenkam, wurde mir bang. „Wen hast du denn da mitgebracht?“ fragte er und ging prüfend um mich herum, „was für ein Jüngelchen?“

„Er könnte dir helfen.“ Blackster lachte, und ich wurde rot dabei. Sten aber sagte: „Was willst du denn, Mann, du kannst nicht allen und jeden nehmen. Der hier ist der Richtige. Ein Prachtkerl.“ Und dabei deutete er auf mich.

„Na denn, kam es aus Blackster, er wies mich ins Haus, und mir war nicht wohl zumute. Wohin, in aller Welt, war ich geraten? Auf der Farm war freilich nichts weiter zu bemerken, was nicht alle Leute hätte sehen dürfen.

Gleich am zweiten Abend machte ich mich fein und ging in Stens Laden. Der alte Blackster hatte mir Vorschub gegeben, einen blanken Gold-dollar, und ich trank wieder mal ein Soda. „Na, wie gefällt es dir denn da oben“, fragte mich Sten. Dann nahm er mein Geldstück, aber er legte es gleich wieder zurück: „Falsch!“ Ich wurde verlegen und sagte, ich hätte es eben bekommen.

„Geben Sie es zurück“, riet er mir, und ich ging kleintlaut davon.

Als ich ins Haus eintrat, lag Blackster noch im Schaukelstuhl. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er machte ein stauntes Gesicht und entschuldigte sich dann. Ich legte das Geldstück auf den Tisch und wandte mich um.

„Was ich noch sagen wollte“, rief er mir nach, „dies ist eine verdammte Gief. Es wird viel gestohlen hier, eine Bande treibt sich bei uns herum, die es auf das Vieh abgesehen hat. Sie schlachten es auf der Weide.“

„Unerhört“, meinte ich. „Ja“, gab er zurück, „aber jetzt haben wir Farmer einen Wachdienst eingerichtet. Heute sind wir an

der Reihe. Nach Mitternacht wirst du mich ablösen.“

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als er mich weckte und mir eine Flinte auf lud. Draußen war es stockduster. Es gab keine Sterne, und in den Farmen ringsum schlief man. Ich trippelte hinauf und hinab, an den Zäunen entlang, hörte den Wind im dünnen Gras pfeifen, und die Hunde waren unruhig. Niemand kam und vergriff sich an den Kühen, die da weit zerstreut und wie große, schwarze Hügel lagen. Einmal glaubte ich einen Mann zu sehen, aber dann war es nur ein Pfahl. Danach mußte ich mich eine Weile setzen. Später begann ich zu singen. Als dann in der Richtung von Blacksters Haus ein Licht aufglühte, hatte ich Lust, loszurennen. Doch ich blieb, schamte mich, weil ich morgen in aller Frühe meinem Freund, dem Seidel Fritz, der drüben über dem großen Wasser noch immer denselben Drehstuhl drückte, eine Karte schreiben wollte. — „Stand auf Posten in dunkler Präriennacht“, würde darauf zu lesen sein. Er sollte sich ärgern, der Feigling. Das Licht aber glühte noch immer, und es ließ mir keine Ruhe. Ich ging ihm mit weichen Knien entgegen. Es war die Lampe in Missis Blacksters Küche.

Ich hörte, wie drinnen geredet wurde. Blackster sagte: „Du hast schlecht geliefert diesmal.“ Eine Weile später ging die Tür auf. Es war nicht Blackster, der da heraustrat. Es war Sten. Da, wo aus dem Fenster ein Lichtstrahl brach, blieb er stehen, und sein Gebaren war seltsam. Er drehte eine Münze zwischen seinen Fingern. Dann ließ er sie auf einen Stein fallen, und dann biss er darauf. Ein zischend herausgestoßener Fluch gegen Blackster schlug ans Fenster.

Ich räusperte mich. Blitzschnell fuhr Sten herum, und dann sagte er: „Ach, du bist's, Junge!“

„Was gibt es denn, Mister Sten?“ fragte ich. „Eine Gemeinheit, aber gewissen Leuten werden noch einmal die Augen übergehen.“ Ich wußte noch nicht, was ich von all dem halten sollte: „Aber Sie sind doch mit Blackster befreundet!“

„Schöner Freund! Jetzt hat er den falschen Gold-dollar mir aufgedreht. Was sagst du dazu?“ Ich schüttelte den Kopf.

Am nächsten Morgen mußte ich nach Brashville fahren.

„Sei vorsichtig“, brummte Blackster, als wir die Körbe verladen, „es sind Eier darin.“ Ich fuhr in tausend Ängsten los, nahm die Ecken in weiten Bogen und kam schweißnaß vor Parkers Hotel an.

„Eier?“ fragte der Koch, „Eier haben Sie gebracht?“ Sein italienisches Gesicht sah dumm aus, „habe keine Eier bestellt.“

„Aber Mister Blackster sagte doch...“

„Von Blackster? Das ist etwas anderes. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ Er ließ mir etwas zu trinken geben und befahl einem dicken Iren, meine Fuhre in die Küche zu schaffen. Der griff fest zu. Ich warnte ihn, sagte etwas von viel zuviel Eierkuchen; er jedoch schrie, es gäbe heute Rinderbraten zum Mittagessen. Da ging mir ein Licht auf, und am liebsten wäre ich gleich fortgelaufen. Sten und Blackster sollten ihr Fleischgeschäft nur allein machen. Aber da muß mich der Hafer gestochen haben, ich stieg in den Ford und fuhr zurück nach der Farm.

Wer sich gut unterhalten will

bestelle sofort die soeben in den Handel gekommenen neuen

5 Simplicissimus-Sammelhefte

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM—,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Heften u. mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802

Der Schmuck des eleganten Herrn: Rotsiegel-Krawatten!

Etlliche Tage später mußte ich wieder die Wache halten, und in der Frühe verlor ich drei Körbe, worin auch diesmal Eier sein sollten. Ich grinst. Unterdessen kam Missis Blackster anlaufen, und sie und Blackster tuschelten miteinander. Dann rannten sie auf die Weide hinter dem Haus. Ich höre noch heute, wie Blackster schimpfte und tobte. Er war wie besessen. Sie aber lachte kreischend. „Du Narr!“ grölte sie, „läßt dir die eigene Kuh verkaufen.“

Mit einem Male erschien er wieder, stürzte sich auf die Körbe und riß einen Deckel auf. Es waren keine Eier darin. Das nicht, sondern die Haut einer Kuh. Blackster bekam keine Luft mehr. Es war wirklich die Haut seiner eigenen Kuh. Ich lachte schallend. Dies reizte indes Missis Blackster. Sie ging mit ihren Krallen auf mich los: „Wer hat hier Wache gestanden“, schrie sie, „he?“ Da wurde mir bange, und ich verschwand sehr schnell, trampelte ostwärts und sehnte mich nach einem Drehstuhl und nach einem Federhalter.

Kleine Bemerkung

Die Geschichte des Menschen beginnt mit einem Feigenblatt und endet mit einem Konfektionsanzug.

Die amerikanische Tante Adelheid

Von Anton Schnack

Die vornehme Mrs. Shining, genannt Tante Adelheid, Besatz in Montreal große Hotels.

Zu Besuch kam sie, funkelnd in Schmuck und Pelz, Und erschütterte sehr die ländliche Einfachheit.

Ich wünschte, daß ein Indianer aus den Koffern spränge Und einen herrlich geschlitzten Bogen spanne, Aber es quollen heraus nur Kleider und reiches Gepränge. Und ich wußte: die Indianer sind tot, leer die Savanne.

Was sie zurückließ, waren Befügung und Unzufriedenheit: Die Augen des Vaters wurden vor Weltsehnsucht weit, Der Mutter gefiel nicht mehr ihr wollenes Kleid, Ich trauerte um das Kanada der grausamen Indianerzeit.

Fundstück

Aus einem Prospekt:

Ruine Leonrod, ein seit 1651 ruinöses Bauwerk. Hoch ragen alleinstehende Giebelmauern, von malerischen Baumgruppen umgeben, empor, stimmungsvolle Bilder zaubernd. Versunkene Jahrhunderte kauern in den Winkeln und Ecken der stillen Räume, die den Himmel zur Decke haben. Eine andere Zeit entsteht vor unserem geistigen Auge, wenn man über Steinwerk stolpert und in finsternen Gelassen sucht.

Aus der Schule

Die Kinder haben eine Menge Fragen auf aus dem Katechismus. Die elfjährige Gertrud quillt sich tüchtig damit und sagt immer wieder die Fragen und Antworten laut her. Der Mutter aber wird es allmählich zu viel, und sie ruff nervös: „Gertrud, kannst du es denn noch immer nicht?“ „Doch, Mutti!“, sagt Gertrud, „alles: bloß mit der Keuschheit hapert's noch.“



Des deutschen Michels Bilderbuch

Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text / Preis:

●●● 70 Pf. franko. ●●●

Postcheckkonto München Nr. 5802

Simplicissimus-Verlag München 13

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabewirt Molzstraße 31 Die original-äid- deutsche Gaststätte	Kottler Zur Linde Marburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Königler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte

liefert:

Adressen

schreibt:

Wurfsendungen

erledigt:

für Sie

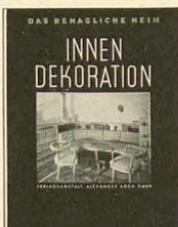


Adolf Schustermann

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!

In allen Fragen



neuzeitlicher

Wohnungskunst ist die

INNE-DEKORATION

ein unentbehrlicher Berater

Bezugspreis: Vierteljährlich RM. 6.60 postfrei

Einzelheft: RM. 2.80 postfrei

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
STUTT-GART-O. 63 GMBH.

Der Querschnitt

XV. Jahrgang. HERAUSGEBER: E. F. v. GORDON,
— ist das literarische Magazin für den wirklich an-
spruchsvollen Leser

Der Querschnitt

ist amüsan, witzig, geistreich — und reichhaltiger als
je zuvor. Jedes Heft hat Sammel- und Liebhaberwert

Der Querschnitt

bringt: Zeitfragen, Grottesken, Essays, Reiseschilderun-
gen, Berichte über Kunst und Künstler, Plaudereien,
Skizzen, Novellen, Kritiken — und die „Marginalien“

Der Querschnitt

ist reich illustriert. Jedes Heft enthält neben etwa
30 Originalzeichnungen bekannter Künstler ca. 40
brillante, z. T. ganzseitige Photos auf Kunstdrucktafel

Der Querschnitt

erscheint monatlich. Einzelheft 1 50 RM, bei Jahres-
bezug (12 Hefte) nur je 1.25 RM. Zu beziehen durch jede
Buchhandlung oder Postanstalt. Probeheft auf Anfrage
von der Auslieferungstelle Leipzig C 1, Postfach 435.

Briefmarken. Die 7000
europäischen Marken sind alle schon zu 1 Pf. aus-
tadeln. Stütze versend. in Auswahl geg. Refer-
renz od. Staudensgabe. Viele Dankerheben.
F. Felder, Stuttgart-W. Willmoorf 2.

Miß Lind und der Matrose

brotschirt M.—80

Bei Voreinsendung auf unser Postcheckkonto
Nr. 5802 München erfolgt Franko-Zusendung

Simplicissimus-Verlag
München 13

50 und doch jung

wie in der besten Zeit sind

MÄNNER

durch Kollon-Gigant. Wirkung um-
mittelbar nach Gebrauch, macht gelöst
und körperlich auffallend frisch. Kur-
packung 1 M. 5.—, 4er Probebox 1 M. 1.50
in klein. Marken. Wilhelm Diebold,
Stuttgart, Königstraße 10.

Pariser S-Pulver

altbewährt h. Harn-
röhren- und Blasen-
leiden. (Mark. S.—).
Dep. Schützen-
Apoth. München.

In ganz Deutsch-
land werden die

Inserate des

„Simplicissimus“

gelesen!

Postkasten - Zeitung

Nach Tisch



„Wahnsinnig, heute noch Walzer zu tanzen!“ — „Dresso soll auch nicht mehr tubisch malen.“ — „Einsfein hält fest an seiner Formel.“ — „Aber den Arbeitern sollte man helfen, Vorträge halten und so.“ — „Aborigens, waren Sie bei Rudolf Steiner?“ — „Aber Kinder, zu Dombrowski müßt ihr gehen! Die neuen Sommermodelle: blendend!“ — — —

Diese Zeichnung ist dem prachtvollen Album

Berliner Bilder (aus den Jahren der Korruption) **von Karl Arnold** entnommen.

Pressestimmen:

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschlebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler bewailzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindereicher Poet in Einfalt und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gliossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse der Zeit; aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Deutsche Allgemeine Zeitung:

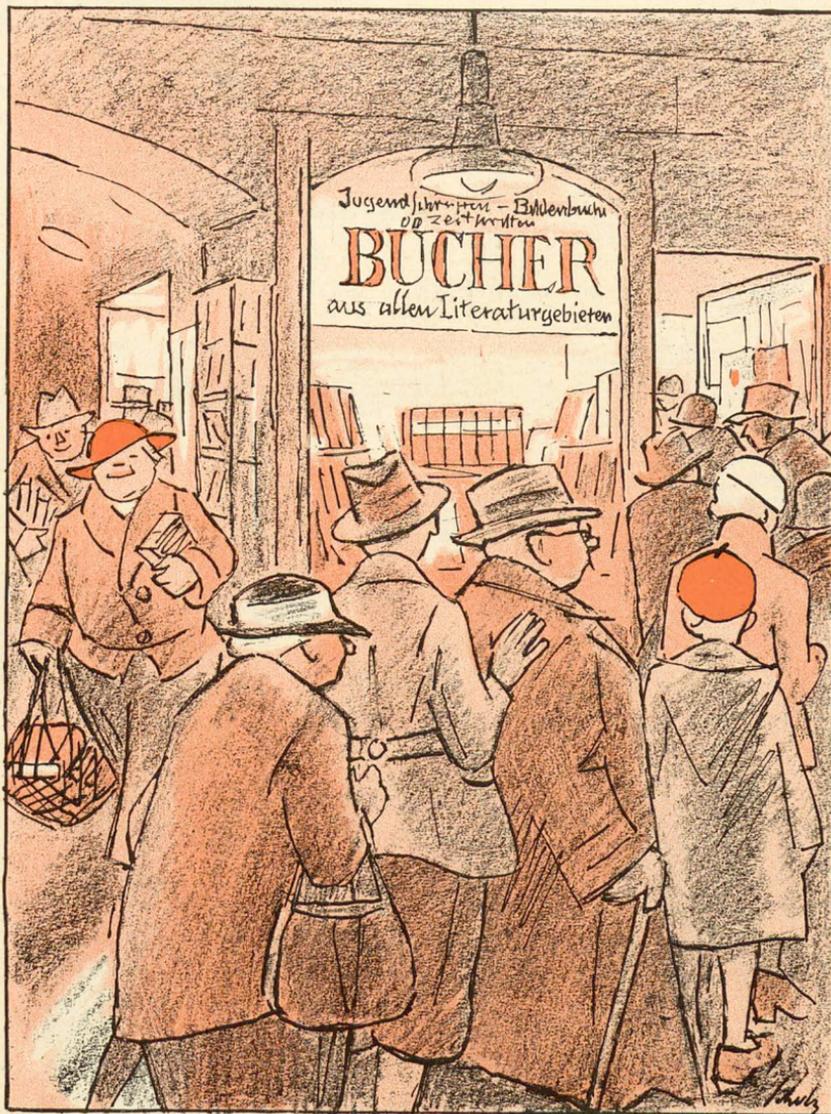
„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Börsianern, Filmhändlern, Familienvätern u. Kurfürstendammgesellschaften, ein boshafte vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Preis des Werkes (27 × 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) **M. 1.50 franko** durch

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Der Traum des Dichters

(Wilhelm Schulz)

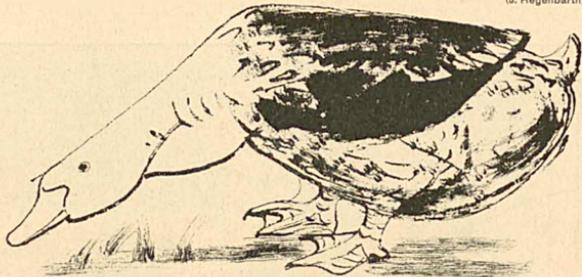


Mit Recht ist man gegen den Unfug der Schlangenbildung vor Buttergeschäften eingeschritten. Die neue Lösung: „Hamstert Bücher“ wird allgemein mit stürmischer Begeisterung aufgegriffen.

Sür Maßlose

Von Eugen Roth

Ein Mensch, der manches liebe Jahr
Süßreden mit dem Dafein war,
Kriegt eines Tages einen Koller
Und möchte alles wirkungsvoller.
Auf einmal ist sein Mann im Flug,
Er keine Frau ihm schon genug,
Die Träume sollten fähner sein,
Die Bäume sollten grüner sein.
Schal dünkt ihn jede Liebeswonne,
Sah! scheint ihm schließlich selbst die Sonne.
Jedoch die Welt sich ihm verweigert,
Er mehr er seine Wünsche steigert.
Er gibt nicht nach, und er rumort,
Bis er die Dafeinschicht durchbohrt.
Da ist es endlich ihm geglückt —
Doch seitdem ist der Mensch verrückt.



(J. Hegenbarth)

Es wird zu wenig gedichtet!

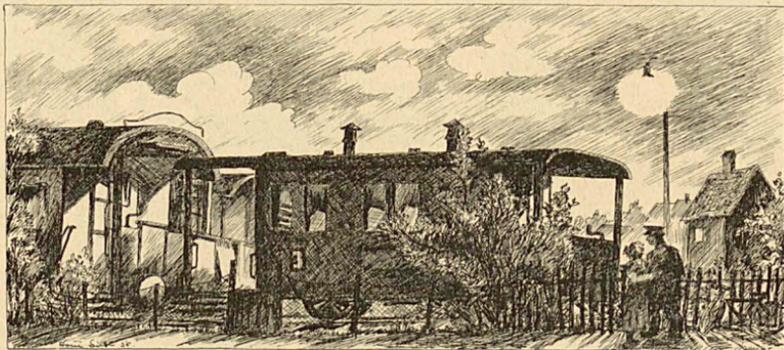
von Eligius Döllerer

Es nützt nichts; aber ich muß heute einmal streng sachlich über eine Angelegenheit reden, die mir schon lange am Herzen liegt und mit der ich viel Gutes anstiften vermeine. Etwa so: Man spricht und schreibt gerade in unseren Tagen so unendlich viel von der geistigen Neuorientierung, von der Notwendigkeit einer gesteigerten Produktion, von der Verlierung unseres Innenlebens. Mit vollem Recht. Doch scheitern manch vielerleiende Anläufe dazu an unserer materiellen Hilflosigkeit, am Kostenpunkt. Da möchte ich denn nun eine Beschäftigung empfehlen, die in den letzten Jahrzehnten sehr mit Unrecht außer Übung gekommen ist, den Betrieb der Dichtkunst. Und zwar nicht als Monopol einzelner Bevorzugter — ich denke vielmehr an die Dichtkunst als Gemeingut aller, an ihren Betrieb als Hausindustrie. Gerade heute sind die Voraussetzungen hierfür bei den stets wachsenden Bücherpreisen recht günstige. Die Betriebskosten sind geradezu unbeträchtlich, der Rohstoff steht in unbegrenzter Menge zur Verfügung. War da frisch zugegriffen, wird mit etwas Fleiß und gutem Willen auch bei mäßiger Begabung Stunden reiner Freude erleben. Wir wollen sie also wieder aufleben lassen, die fromme erhebende Sitte unserer Vorfahren, da jeder Onkel, jede Tante zum Amtsjubiläum, beim Geburtstag ihr Gedicht im Topfe hatten. Ich will damit bei-

leibe nicht ankämpfen gegen die Anfertigung von Uhrständern und Photographierahmen und all die andern schönen Erzeugnisse einer laubsägenreichen Tätigkeit. Doch haben diese alle Werke der Kunstindustrie mit der wahren Dichtkunst doch nur einen mehr losen Zusammenhang und können bei aller Sparsamkeit besonders heute auch nicht so billig hergestellt werden, wie ein gutes, haltbares Gedicht. Also „dichte dir selbst“ sei fürderhin der Wahlspruch jedes guten, sparsamen Bürgerhauses. Man lasse sich, einmal dazu entschlossen, nicht abschrecken durch die veraltete Annahme, als ob das Dichten „schwer“ sei. Man glaube auch nicht der dunklen Versicherung vieler Berufspositiven und abgebrühter Professionals, als ob das Dichten Schmerz bereite, als ob sie darunter litten, wie etwa unter Zahnhöhlen- oder Bauchgrimmen. Keine Spur davon. Sonst sieht sie's nicht. Und sie sind doch noch immer mit großer Beharrlichkeit dahin zurückgekehrt. Nein! Die das vorgeben, haben, von schönem Geschäftsnied abgesehen, einfach nicht Selbstlosigkeit genug, auch andere an ihren geheimen Bestellungen teilnehmen zu lassen. Was soll man dichten? Das ist im allgemeinen nicht so wichtig, das hängt weniger von der Begabung als vom Wunsch oder Zweck oder der Zeit, die man darauf verwenden will, ab. Eine leicht verständliche Anleitung hiezu findet jeder Inter-

essent in meinem Büchlein: „Der kleine Goethe oder Was soll ich dichten? Ein Leitfadens für Anfänger, mit angeschlossenem Reimlexikon für die gangbarsten Dichtungsarten“ (Verlag Nirgendwo). Erfahrungsgemäß empfehlen sich vor allem Gedichte zu lokalen Anlässen, Wohltätigkeitsfesten, Vereinsjubiläen, beim Eintritt einer neuen Jahreszeit, zu Ostern, Weihnachten, Neujahr usw. Um aber aufs Besondere einzugehen, sei vor allem eine Grundregel festgelegt: Das Wichtigste am Gedicht ist der Reim. Die Gedanken finden sich dann leicht nebensbei und wie von selbst. Wenn es also nicht möglich ist, meinen oben empfohlenen Leitfaden oder ein anderes praktisch zusammengestelltes Reimlexikon, wie deren jeder Sortimenter in mäßiger Preislage führt, anzuschaffen, der kann aus bereits vorhandenen brauchbaren älteren Gedichten mit Schere und Kleister leicht und billig ein für die ersten Bedürfnisse vollkommen ausreichendes Dichterbuch zusammenstellen. Und gerade den Minderbemittelten habe ich mit meinen Anregungen im Auge. Scheint es ja doch, als ob die Verbindung von Armut und Dichtkunst einen besonders fesselnden Reiz aufs Publikum ausübte. Immerhin dürfen zum Kapitel „Reim“ noch einige besondere Winke willkommen sein, soweit sie nicht ohnehin schon empirisch bekannt sind. Es kommt immer wieder vor, daß zu einem Reim der zweite fehlt. Da

(Ton! Blich)



Das Alibi: „Ob i in Dinglsdorf aa a G'spusi hab? Aber, i bitt di, Staserl, da ham mir doch allweil nur zwoa Minut'n Aufenthalt!“

führt denn nun ein kleiner Kunstgriff zum Ziele, der sich mir immer wieder bewährt hat. Man gehe rasch alle gleich klingenden Worte unter beständigem Wechsel der Konsonanten durch und findet auf solche einfache Weise leicht den gesuchten Reim. Dabei kann es allerdings vorkommen, daß man vom gewollten Gedanken abgleitet. Doch das verslägt nicht. Im Gegenteil: man wird oft froh überrascht sein, weichartige Sachen gerade auf diese Weise zustande kommen. Um mit dem Dichten rascher vorwärtszukommen, bedient man sich seit langem der Versfüße. Deren gibt es kurze und lange. Doch ist die Ansicht, daß man mit letzteren rascher ans Ziel komme, heute wohl völlig unhaltbar. Im Gegenteil wird einem grazilen Wechsel von langen und kurzen vom Publikum erfahrungsgemäß der Vorzug gegeben. Wie lang soll nun ein Gedicht sein? Im allgemeinen: je länger, desto besser. Doch hängt dies wohl auch von der verfügbaren Zeit, vom Raum und der Umgebung und anderen Neben Umständen ab. Denn wenn Zeit und Raum im allgemeinen auch als ewig gelten, so empfiehlt sich doch eine gewisse Beschränkung, der schon die allgemeine Gepflogenheit entgegenkommt. Lyrische Gedichte, Sonette usw. etwa fingerlang, Balladen, patriotische Gedichte etwa spannenlang bis zu einem Viertelmeter (Der Kampf mit dem Drachen u. a.). Das Epos endlich, eine gerade von jungen Dichtern bevorzugte Dichtungsart, bietet eine fast unbegrenzte Möglichkeit zu dichten und kann daher zur gelegentlichen Einübung nur empfohlen werden. Aber im

allgemeinen dürften zwei bis drei Seiten für bescheidene Anlässe genügen. Und noch eins: Es hat sich in letzter Zeit wieder der Unfug eingeschlichen, reimlose Gedichte anzufertigen. Das ist im Grunde nur eine Wiederholung älterer Versuche, zum Beispiel in Klopstocks Oden. Doch stammen diese bekanntlich noch aus einer Zeit, in der die Dichtkunst überhaupt recht im argen lag, das Aufsuchen entsprechender Reime gar sehr umständlich und mühsam und noch lange nicht Gemeingut aller Gebildeten war. Eine Grundbedingung, deren Erfüllung man unter gar keinen Umständen außer acht lassen soll, ist, daß jedes vollzogene Gedicht alsbald gedruckt werde. Dazu scheue man keinen Weg. Man wende sich auch vertrauensvoll an einen älteren erfahrenen Dichter. Außerdem sind die Kunstreferenten unserer angesehensten Blätter hochbeglückt und mit Vergnügen bereit, eingesandte Gedichte stundenlang zu überprüfen, sorgfältig zu fellen. Schreibfehler auszumerken, ausführliche briefliche Ratschläge zu erteilen und natürlich auch einen seriösen Verleger zu besorgen. Ich selbst bin leider durch meine eigene andauernde Beschäftigung verhindert, mich solch ehrenvollem und auch unterhaltendem Amte . . . zu unterziehen. Sollten sich aber trotz alledem der ausgieblichen Veröffentlichung der angefertigten Gedichte Hindernisse in den Weg stellen, so bietet das Vorlesen eigener Gedichte dem Verfasser wie den Zuhörern erfahrungsgemäß eine Quelle reinsten Genusses. Man lasse sich beileibe nicht abschrecken

durch die hämische Angabe einzelner Kunstbanausen, als ob dies nur dem Verfasser ein einseitiges Vergnügen bereite. Und selbst, wenn dem so wäre! Der frenetische Beifall der Verwandten und Untergebenen sei ihm ein froher Ansporn, sich vom einmal betretenen Wege nicht abbringen zu lassen. Man versäume also nicht den zum Dichten außerordentlich geeigneten Herbst, schneide sich einige Bogen feinen reinen Konzeptpapiers, nehme eine gute, für Lyrik nicht zu harte Feder und fange getrost an. Es geht!

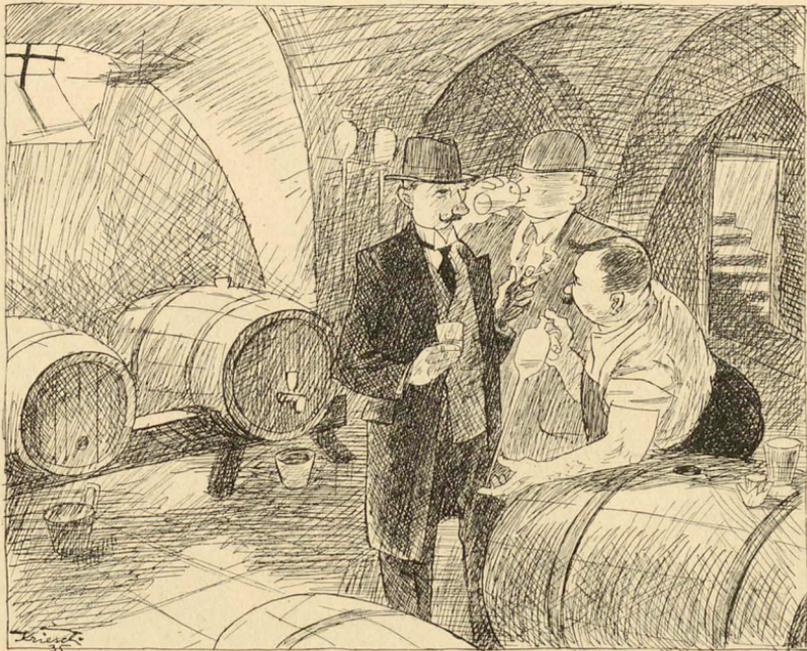
Der Großen Name

Von Fritz Knöllner

lange noch wie der Sonne Haupt im Mittag, aufrecht flammt der Großen Name. Aber der Kleinen gedenkt keiner. Rauch ist ihr Kauf. Gefächledter steh auf und vergelt. Tag, gleich ihr Weg. Wie Schattensdritt der Nacht. Wie Regen silbern und der Sonne Goldfab. Wie Wolken untern bleiern Mond. Doch lange noch hallet der Großen Name donnerfchwer nach!

Der Genießer

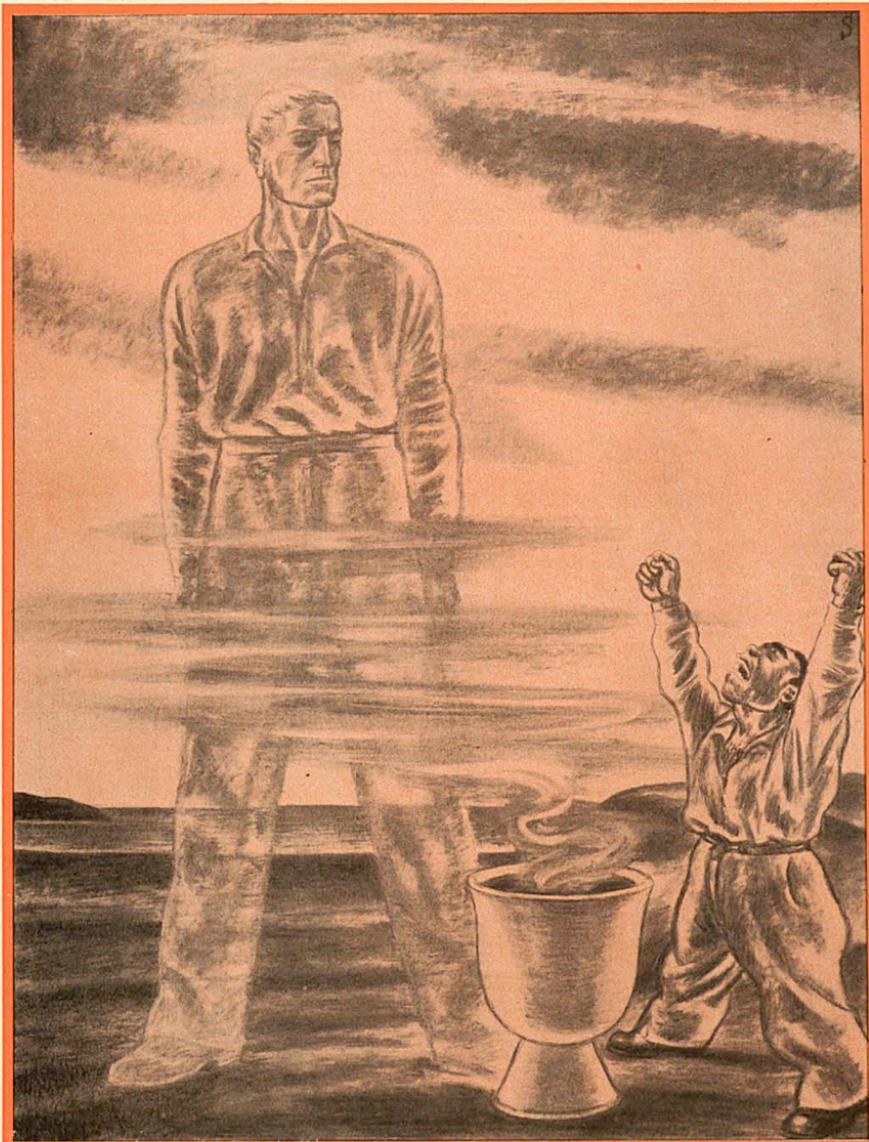
(Rudolf Kriesch)



„So sollte man 's auch sonst machen: jedes Jahr alles durchprobieren und das Beste behalten.“ — „Ha no, was tätet denn do onsera Frau a saga?“

Wahlergebnis im Memelland

(E. Schilling)



„Verflucht, jetzt ist doch wieder der deutsche Geist herausgekommen! Dabei habe ich die stärksten Gifte in der Wahlurne gegen ihn gemischt.“